

Sprachlehre

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **52 (1996)**

Heft 4

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Rechtschreibung

Eine heilige Kuh?

Mehr als neunzig Jahre sind seit der Orthographiekonferenz von 1901 vergangen, von denen beinahe jedes Jahrzehnt eine Auseinandersetzung mit den amtlich festgelegten Regeln gebracht hat. Diese neunzig Jahre sind aber nicht nur durch Unruhe im Bereich der Rechtschreibung gekennzeichnet, sondern auch durch eine unglückliche Entwicklung in der Einschätzung orthographischer Normen. An den Schulen wurde die Rechtschreibung häufig unkritisch vermittelt, vieles, was der Vereinheitlichung dienen sollte oder nur als Orientierungshilfe gedacht war, zur starren Norm er-

hoben, jede Abweichung von der Norm streng mit dem Rotstift geahndet und so vielen Menschen für ihr ganzes Leben die Angst vor der Blamage beim Schreiben eingeflösst. Diese Überbewertung führte nicht selten dazu, dass Rechtschreibleistung mit Intelligenz gleichgesetzt wurde und die Auswahl für die weiterführenden Schulen entscheidend beeinflusste. Auch ausserhalb der Schule wirkte die Überbewertung fort: Eine fehlerhafte Rechtschreibung wurde von vielen Menschen mit Unbildung gleichgesetzt.

*Günther Drosdowski,
Vorsitzender der Duden-Redaktion,
im neuen Duden-Handbuch*

Sprachlehre

Von starken und schwachen Bären

Kennen Sie den Unterschied zwischen einem Braunbären und einem Teddybär? Aufmerksame Leser werden ihn sofort mühelos herausfinden: Er liegt in der abweichenden Deklination. Die Gattung der Bären mag zwar widerborstig, stark und artenreich sein – als Substantiv werden die Petze jedoch allemal schwach gebeugt, während der Teddybär als fremder Eindringling in unsere heimische Fauna bereits den Gesetzen der starken Fallform folgen darf. Dabei gilt es anzumerken, dass schwache Substantive dadurch auffallen, dass sie sich als nachgiebig erweisen, also im Genitiv, Dativ, Akkusativ und im Plural eine en-Endung aufweisen (des Bären), während starke Beugungen diesem Versuch standhaft widerstehen und im Genitiv ein s sowie im Plural das abschliessende -en annehmen. Ich will damit gewiss niemandem einen Bären aufbinden, aber die Grammatik will es nun einmal so, wiewohl gerade beim

Bären zu beachten ist, dass in der Einzahl die starke Beugung (des Bären) die schwache (des Bären) allmählich zu verdrängen scheint. In der Fachsprache, zum Beispiel der Jäger, ist es ausnahmsweise sogar erlaubt, das Fell *des Bären* (sprichwörtlich korrekt *des Bären*) nach weidmännischen Regeln zu verteilen und zu beugen. Was also dem putzigen Teddybär erlaubt sein mag, geziemt sich noch lange nicht für einen alteingesessenen Bären.

Wie dem auch sei: «Bär und Büffel können keinen Fuchs fangen», wie es im Volksmund heisst, was bedeutet: Schlaueheit siegt allemal über plumpe Kraftmeierei. Völlig am Ziel vorbei schoss indessen jener wackere Weidmann, der in seinem Jagdbericht schrieb: «Die Umstände, die es mir erlaubten, diesen *Hirschen* zu schiessen», und im weiteren Verlauf: «In Gedanken zog ich schon dem *Hirschen* hinterher.» Im «Hirschen» mag man zwar vorzüglichen Wildpfeffer essen, aber dem Jäger wäre anzuraten, im Interesse verbaler Treffsicherheit auf den

Hirsch anzulegen, sonst läuft er Gefahr, dem *Hirsch* einen Bären dienst zu erweisen, zumindest was dessen Deklination anbelangt. Der *Hirsch* ist nun einmal ein stark gebeugter Paarhufer (des *Hirschs*, dem *Hirsch*, den *Hirsch*, die *Hirsche*), was uns allein schon die Last seines Geweihs vor Augen führt.

Zu den häufigsten Böcken, die im Blätterwald geschossen werden, zählen zweifellos die Glückwünsche zum Geburtstag eines *Jubilaren*. Es geht auf keine Kuhhaut, wie oft man diesem oder jenem *Jubilaren* alles Gute wünscht. Man wünschte sich seinerseits manchmal, die Wiederholungstäter würden in Beugehaft genom-

men, wo man ihnen die richtige Deklination der Substantive beibrächte, die auf -ar oder -or enden. Sie folgen alle demselben Muster der Fallform: der Jubilar, des Jubilars, dem Jubilar, den Jubilar, die Jubilare; ebenso der Referendar, der Revisor, der Direktor, der Professor (Mehrzahl jeweils: die Referendare, die Revisoren usw.) und so manches andere Exemplar, das zu den Stützen der Gesellschaft zählt. Hingegen widerfährt den schwach gebeugten Fabrikanten, Kandidaten und Juristen immer wieder schweres grammatisches Unrecht, das man ihnen als unbeugsamem Kandidat, Fabrikant und Jurist zufügt. *Peter Heisch*

Stilfragen

Her, her ist's lang

Das sei ein saublöder Titel, finden Sie. Recht so. Ich nämlich auch. Gesetzt habe ich ihn, um die schöne Liedzeile zu verulken, die da lautet: Lang, lang ist's her. Und ferner zum Beweis, dass «lang» und «her» nicht beliebig austauschbar sind. Mir scheint, auch in Wortzusammensetzungen nicht. Trotzdem liest man statt des altvertrauten «bisher» immer öfter «bislang». Ob das überflüssige Surrogat zum erstenmal einem blitzgescheiterten Autor eines deutschen Nachrichtenmagazins eingefallen ist? Einem, der nicht mehr «ab und zu», sondern lieber «ab und an» schreibt? Der Verdacht liegt nahe. Und wenn dann der Duden geruht, solch modischen Schnickschnack der erwähnten Art nach drei- oder viermaligem Gebrauch in nordischen Gazetten zunächst als «umgangssprachlich» und wenig später als ganz normale Wendungen in seine geheiligten Spalten aufzunehmen, dann erliegen auch hierzulande nicht wenige Schreibende der Versuchung, sich ebenso zeitgemäss auszudrücken – oder, wie sie selber sagen würden, sie seien «eh aufgestellt». Wer sich erdreistet, sie deswegen zu tadeln, erhält dann allzuoft zur Antwort: Die Sprache lebt. Was natürlich stimmt. Nur führt ein liederliches Leben meist zu einem bösen Tod.

Wenn die Sprache nicht lebte, brauchte (nicht: «bräuchte»!) der Duden nicht hin-

ter den einen oder andern Ausdruck die Bemerkung «veraltet für...» zu setzen. Angenommen, ein Wirtschaftsjournalist schriebe, die Firma XY habe «ehedem» oder gar «weiland» (statt einfach «früher») höhere Gewinne erzielt, dann würde das den Eidam und den Oheim des Autors entzücken; sein Schwiegersohn und sein Onkel aber würden darob den Kopf schütteln. Doch, «ehedem» und «weiland» sind prächtige Wörter und stünden einem Feuilleton über einen Dichter voriger Jahrhunderte durchaus wohl an.

Als der frühere Chefredaktor der «Neuen Zürcher Zeitung» Fred Luchsinger in einem Leitartikel einst das schöne Wort «Kalkül» brauchte, tat er dies mit Bedacht. Im Zusammenhang mit der beabsichtigten Aussage liess es an «kühle Kalkulation» anklingen. Es war goldrichtig am Platz. Dann aber gefiel das Wort des Meisters dermassen, dass es noch Monate, ja Jahre nachher in zahllosen weiteren Leitartikeln anderer Redaktoren auftauchte. Das Kalkül war selbst dort Mode geworden, wo der biedere Ausdruck «Rechnung» den Sachverhalt weit besser getroffen hätte.

Der langen Schreibe kurzer Sinn? Nun: Seriöser Journalismus verträgt keine sprachlichen Modetorheiten, und «schöne» Wörter bedürfen stets der Überprüfung auf ihre stilistische Tauglichkeit.

Ulrich Schneider